

PREDIGT ZU RÖMER 14, 10-13

- Wermelskirchen, 19. Juni 2016 (4. Sonntag nach Trinitatis) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

„Gib Frieden Herr, gib Frieden, die Welt nimmt schlimmen Lauf“ – das ist nicht erst unser notvolles Gebet: Das Gesangbuch ist voll von Liedern, in denen die Erschütterung über schlimme Zeiten zu spüren ist. Krieg, Not, Angst, Hunger, menschliche Niedertracht – zu allen Zeiten haben Menschen darunter gelitten, und sie tun es bis heute. Wird es denn gar nicht besser?

Schlamm Schlacht der Präsidentschaftswahlen – Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Menschen, nicht nur des Politikers. Manchmal möchte man sämtliche Verantwortlichen wie früher im Kindergarten am Schlafittchen und ihnen sagen: Jetzt reißt euch doch, verdammt noch mal, zusammen und werdet vernünftig. Tut doch endlich mal das, wofür die Leute euch wählen und was sie von euch erwarten. Es geht doch nicht um euch und eure Macht und euren Sieg über den politischen Gegner / Feind, es geht doch um das Wohl des Ganzen, habt ihr das vergessen?!

Auf der anderen Seite: Erschütterung über Ermordung einer britischen Politikerin; Prozess gegen Reker-Attentäter: Wo sind wir eigentlich hingekommen, dass politische Auseinandersetzungen jetzt schon (oder sollte ich besser sagen: *wieder*?) mit tödlichen Waffen geführt werden?

Ich will keine Hobbypsychologie treiben, aber anscheinend gibt es ja doch einen erkennbaren Zusammenhang zwischen großer Verunsicherung und grenzenloser Aggression: Wer verletzt ist oder sich bedroht fühlt, schlägt nicht selten um so heftiger um sich, und wer sich schwach fühlt, keilt nicht selten um so wilder aus. Keine Entschuldigung, aber beängstigende Beobachtung: Die Zwischentöne gehen verloren, es gibt nur noch schwarz oder weiß, dafür oder dagegen, Verbündeter oder Feind.

Nun sollte man mit dem Kehren immer vor der eigenen Haustür anfangen, und es ist wahr und traurig, dass die Kirche an dieser Entwick-

lung durchaus teil hat, wohl auch nicht ganz unschuldig ist. Wenn Kritiker der Kirche vorwerfen, dass sie über Jahrhunderte hinweg die Menschen klein gehalten hat, ihnen ihr eigenes Ich genommen und ihnen eine unterwürfige Demut gepredigt hat, dann ist das ja nicht ganz falsch. Und gleichzeitig hat dieselbe Kirche über Jahrhunderte ihre Machtposition oft schamlos ausgenutzt. Ob das eine nicht doch enger mit dem anderen zusammenhängt, als wir es oft wahrhaben wollen? Dass der, der sich klein und unbedeutend fühlt, zum großen Tyrannen wird, kaum dass er einen wichtigen Titel trägt, das Bischofskreuz trägt aufhat oder sich Präsident und Volksvertreter nennen darf? Wundern würde es mich nicht...

Es ist immer wieder verschüttet worden und musste dann mühsam wiederentdeckt werden, dass die Botschaft von der Liebe Gottes in Jesus Christus zunächst und zuallererst eine befreiende Botschaft ist, eine Botschaft, die die Menschen aufrichtet und stärkt, die ihnen neuen Mut gibt, weil da ein „Ja“ über unser Leben gesagt wird, das lauter und stärker ist, als alles „Nein“, das wir so oft in unserem Leben und über unser Leben hören. Es ist gut, wenn wir einander von Zeit zu Zeit daran erinnern, dass Gott über unserem Leben ein „Ja“ gesprochen hat, das unwiderruflich gilt und das unserem Leben eine Einzigartigkeit und Würde verleiht, die uns aufrichtet und stark macht, ohne dass das auf Kosten anderer geschehen muss. Es ist unendlich wichtig, das als erstes auszusprechen und festzuhalten; denn nur dann macht es Sinn, auch von der Kehrseite dieses Zuspruchs zu reden, von der Verpflichtung, die aus der christlichen Freiheit wächst. Und die Kehrseite dieser Freiheit ist, dass wir sie nicht für uns alleine haben, dass die Stärke, die uns geschenkt wurde, dass das „ich“, das wir von uns selbst sagen dürfen, nicht auf Kosten anderer gehen kann, denn sonst geschieht genau das, was ich gerade mit wenigen Zügen skizziert habe: Menschen, die sozusagen über Leichen gehen, weil sie vergessen haben, dass zum ‚Ich‘ immer auch ein ‚Du‘ gehört, dass es ohne ‚Du‘ kein gutes, kein ausgewogenes, kein lebensfähiges ‚Ich‘ gibt.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag hat genau das zum Thema: Es geht um die christliche Freiheit als Freiheit nicht *vom* anderen, sondern *für*

den anderen. Es ist ein Abschnitt aus dem Brief des Paulus an die Gemeinde in Rom. Der Anlaß war ein scheinbar harmloser: Dort hatte es wohl Streit gegeben über der Frage: Dürfen Christen Fleisch essen, das möglicherweise nach heidnischen Riten geschlachtet wurde? Einige machten sich daraus ein Gewissen und wollten sicherheits halber ganz auf das Essen von Fleisch verzichten. Andere hatten diese Skrupel nicht und lebten und aßen fröhlich nach dem Motto: Dem Reinen ist alles rein. Hier also „Vegetarier um Christi willen“, dort „Genießler der christlichen Freiheit“. Das Schlimme daran: über dieser Frage hatten sich bereits Fraktionen gebildet, und der Streit war so verbissen geworden, dass die eine Gruppe der anderen Gruppe ihr Christsein, ihren Glauben absprach. Wer so handelt – so sagten die Vorsichtigen, die sogenannten „Schwachen“ – kann doch kein Christ sein! Wer hier schwach wird und nachgibt - so die anderen, die sogenannten „Starken“ – verrät die christliche Freiheit. Und so hatte jede Partei bereits das Urteil über die anderen gefällt; man hatte einander bereits abgeschrieben. Paulus aber rückt mit wenigen Sätzen die Maßstäbe wieder gerade. Er ermahnt die Gemeinde:

„Nehmt den an, der im Glauben schwach ist, ohne mit ihm über verschiedene Auffassungen zu streiten [...] Wie kannst du den Diener eines anderen richten? Sein Herr entscheidet, ob er steht oder fällt. Er wird aber stehen; denn der Herr bewirkt, dass er steht [...] Keiner von uns lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber [...] Wie kannst also du deinen Bruder richten? Und du, wie kannst du deinen Bruder verachten? Wir werden doch alle vor dem Richterstuhl Gottes stehen [...] Also wird jeder von uns vor Gott Rechenschaft über sich selbst ablegen [...] Daher wollen wir uns nicht mehr gegenseitig richten. Achtet vielmehr darauf, dem Bruder keinen Anstoß zu geben und ihn nicht zu Fall zu bringen. Auf Jesus, unseren Herrn, gründet sich meine feste Überzeugung, dass an sich nichts unrein ist; unrein ist es nur für den, der es als unrein betrachtet.“ (Rö 14, 1-14 i.A.)

Auffällig verzichtet Paulus darauf, für die eine oder andere Seite Partei zu ergreifen. Nur in einem Satz legt er seine eigene Meinung dar: Ich bin überzeugt, sagt er, dass für uns Christen solche Sachen nicht mehr unrein sind, sie müssen für uns keine Rolle mehr spielen. Statt dessen greift er das Problem an der Wurzel an: Die Frage ist nicht eigentlich, ob dies oder jenes in der Gemeinde erlaubt ist. Die Frage ist, sagt Paulus: Wie gehen wir mit anderen Meinungen um? So formuliert, wird die Frage dann plötzlich aktuell und

brisant. Wenn es also gar nicht darauf ankäme, in diesem oder jenem Streitpunkt recht zu behalten, sondern die Augen zu öffnen für das, was in der Gemeinde wirklich zählt?

„Wenn dein Bruder, wenn deine Schwester wegen einer Speise betrübt wird, dann wandelst du nicht mehr in der Liebe“, sagt Paulus. „Verdirb mit deiner Speise nicht die, für die Christus gestorben ist!“. Und plötzlich fällt der ganze Streit, die ganze Rechthaberei zusammen wie ein Kartenhaus, wenn ich erkenne, was wirklich auf dem Spiel steht: Die Liebe. Und zwar genauer: Die Liebe, mit der Gott uns liebt. Denn diese Liebe, mit der Gott uns zuvorkommt, ist das erste Wort über unserem Leben, und aus ihr heraus hat unsere Liebe ihre Wirklichkeit.

Dass ich in der Gemeinde (und wir bleiben jetzt einmal in der Gemeinde, denn da haben wir sozusagen das erste Bewährungsfeld für unseren Umgang miteinander!) – dass ich also in der Gemeinde mit Menschen zusammen lebe, arbeite, mich auch mit ihnen auseinandersetze, mit Menschen also, für die Christus gestorben ist, das heißt konkret: Im Bruder, in der Schwester begegnet mir ein Mensch, über dessen Leben die Gnade Gottes steht. Und mit diesem Gott der Gnade ist dieser Mensch auf dem Weg - genauso, wie ich auf dem Weg bin. Das sind wir: Menschen, die mit Gott auf dem Weg sind. Auf diesem Weg sind wir nun gewiss an ganz unterschiedlichen Punkten, verschieden weit, könnte man sagen, und mit unterschiedlicher Geschwindigkeit. Doch es ist ein Weg, den jeder und jede nur mit ihrem eigenen Leben gehen kann. Am Anfang dieses Weges aber steht das „Ja“ Gottes, das „Ja“, das wir in der Taufe feiern und immer wieder zugesprochen bekommen. Dieses „Ja“ ist nun in der Tat ein „Ja“ zur christlichen Freiheit: Denn das ist doch die Grundaussage des christlichen Glaubens, dass uns Gott befreiend entgegenkommt. Das ist ja die Gnade Gottes, dass er uns frei macht zu unserem eigenen Leben. In dieser Freiheit stehen wir.

Weil diese Freiheit aber ihren Grund hat in der Freiheit Jesu von Nazareth, ist sie eine ganz besondere Freiheit: Es ist die Freiheit, ganz an der Seite der Menschen zu stehen, bis zum Tod mit ihnen solidarisch zu sein. Darum ist auch meine christliche Freiheit ausgerichtet an dieser Solidarität mit dem Nächsten. Freiheit ist nur Freiheit, wenn sie auch anderen zugestehe. Gnade ist nur

Gnade, wenn ich sie dem Nächsten und der Nächsten gönne. Und plötzlich geht es gar nicht mehr darum, wer im Einzelfall, hier oder dort mehr oder weniger Recht hat - darüber kann und soll sehr wohl gestritten werden. Aber das ist nicht das Wesentliche! Meine Beziehung zu Gott, Gottes Stellung zu mir gründet sich ja gerade nicht darauf, dass ich dies oder das tue oder nicht tue. Sie gründet darin, dass Gott uns Gerechtigkeit widerfahren läßt trotz unserer alltäglichen Ungerechtigkeiten. Dass er uns Frieden anbietet in unserem alltäglichen Unfrieden, und dass daraus Freude entsteht, die ich nicht für mich behalten kann, die zur Mitteilung drängt. Gerechtigkeit, Friede, Freude – das kann ich nicht für mich alleine haben wollen. Gerechtigkeit gibt es nur für alle, oder es gibt sie gar nicht. Frieden gibt es nur für alle, oder es gibt ihn gar nicht.

Und deshalb gilt, was Paulus den römischen Christen einschärft: „Richtet einander nicht!“ Genießt eure Freiheit, ja, aber spielt sie nicht gegen den anderen / die andere aus! Wo ich über einen anderen Menschen ein Urteil fälle wegen seiner Ansichten, da stehe ich immer schon in der Gefahr, ein „Nein“ zu sprechen, wo Gott sein „Ja“ gesprochen hat. Anders formuliert: Ich vertraue der Gnade Gottes über meinem Leben – erlaube ich diese Gnade auch der Schwester, dem Bruder? Deswegen hängt alles an der Frage, wieviel Raum wir der Gnade einräumen! Man muß einander ja nicht gleich das Christsein absprechen – es gibt genug andere Möglichkeiten, den anderen/die andere spüren zu lassen: „Du bist für mich abgeschrieben. Du kannst machen was du willst, du bist bei mir unten durch“.

Und so stellt sich die Frage: Wie ist das bei uns in unserem Verhältnis zueinander, wie gehen wir miteinander um? Die „Starken“, Selbstsicheren, mit den Zögerlichen, „Schwachen“? Wie reden wir miteinander zwischen Vorgesetzten und Untergebenen? Wie zwischen hauptamtlichen und ehren- oder nebenamtlichen Mitarbeitern? Zwischen Männern und Frauen, zwischen Alten und Jungen? Um es noch einmal deutlich zu sagen: Es geht überhaupt nicht darum, Meinungsverschiedenheiten zu überdecken oder zu verschweigen. Nur: Es gibt auch eine Weise, miteinander zu reden, die deutlich spüren läßt: „Du kannst ruhig sagen, was du willst. Aber glaub' nicht, dass ich dich ernst nehme“.

Wieso aber fällt es mir oft so schwer, dem anderen diese Gnade zu gönnen? Wieso muß ich mich in solchen Auseinandersetzungen immer wieder selbst behaupten? Warum kann ich mich oft nur auf Kosten anderer profilieren? Vielleicht hängen meine Schwierigkeiten, auch anderen Menschen Gnade zu gönnen, damit zusammen, dass ich selbst dieser Gnade für mein Leben nicht recht zu trauen vermag. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ - darauf läuft ja letztlich der Predigttext hinaus. Oder, wie es der Wochenspruch sagt: „Nehmt einander an!“ Oder, mit den ebenso berühmten Worten Luthers: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller und jedermann untertan.“ Das ist die große Herausforderung, und genau das fällt mir oft so schwer: Mich überhaupt erst einmal selbst zu lieben, mich selbst annehmen zu können, meinem Leben standhalten zu können. Kein Wunder, dass es mir dann um so schwerer fällt, auch noch andere zu lieben! Kein Wunder, dass sich mein Selbsthass dann oft darin äußert, dass ich um mich schlage und um jeden Preis als Sieger vom Platz gehen will, und sei es auch um den Preis der Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit oder Anständigkeit. Wer mit sich selbst nicht im reinen ist – wie könnte er oder sie anderen gegenüber offen sein? Wer eigenes Leben ungnädig sieht - wie könnte sie oder er anderen von Herzen gnädig sein? Und das bringt uns dann doch wieder zurück zu der Eingangsfrage: Woher all dieser Unfrieden, der Hass, die Aggressivität zwischen Menschen?

Wie kann das gelingen, dass ich das Vertrauen zu mir selbst überhaupt erst einmal fasse? Wo kommt mir dieses Vertrauen her, so dass ich nicht brutal um mich schlagen muss? Ich glaube, dass sich an dieser Stelle der Kreis des Nachdenkens schließt: Denn wie erfahren wir Gottes Gnade in unserem Leben? Ich erfahren sie dort, wo sie durch Menschen zu mir kommt. Menschen, die mich teilhaben lassen an der Gnade, die ihnen selbst wieder in Gestalt, Wort und Tat anderer Menschen begegnet ist und die sie freigemacht hat, sich selbst gegenüber gnädig zu sein – und dann auch anderen gegenüber. Ihren Ursprung aber hat diese Gnade der Mitmenschlichkeit in dem Menschen und Mitmenschen Jesus Christus, der diese annehmende Gnade gelebt hat, indem er ohne Sicherung und auf Vorschuss Menschen geliebt hat, ungeschützt vor Missverständnissen und Anfeindungen.

So also können wir der Gnade in unserem Leben, in der Gemeinde und dann auch darüber hinaus vertrauen, dass wir sie selber wagen. So kann das Miteinander wachsen, das dem anderen die Gnade gönnt und sie nicht mehr als Privatbesitz betrachten muß. Diese Gnade, die nicht besitzen werden will und nicht festgehalten; diese Gnade, die den anderen gewährt wird – sie ist es, die in der Gemeinde zählt! Nur so können wir zueinander stehen, indem wir der Gnade vertrauen, die auch über dem Leben der anderen steht.

Und nun ist auch diese Frage im Grunde schon beantwortet: Gilt das alles denn nur in der Gemeinde? Hätte diese Leben aus der Gnade also doch eine Grenze an der Grenze der Gemeinde, der Kirche? Die Antwort kann nur heißen: Wohl kaum! Denn warum sollt in dieser Beziehung etwas anderes gelten als auf der persönlichen Ebene? Auch für die Kirche gilt, dass sie Gerechtigkeit, Friede und Freude nicht als Besitz festhalten kann. Denn so sicher, wie Gott in die Welt kommen will und so sicher diese Welt mehr und größer ist, als von Kirchenmauern umschlossen wird, so gewiss will Gott mit seiner Gnade durch uns zu seiner Welt kommen. Wenn das in der Gemeinde, in der Kirche gilt: dass in ihr die Gnade zählt, dann kann diese Gnade gar nicht an den Mauern der Kirche haltmachen, dann wird sie darüber hinaus laufen. Denn Gerechtigkeit ist nur Gerechtigkeit, wenn sie Gerechtigkeit auch über die Kirchenmauern hinaus ist; so wie Friede nur Friede sein kann, wenn er auch Grenzen überwindet; und so sicher Freude nur da ist, wo sie wachsen kann und vor Mauern und Grenzen nicht halt macht.

So will Gott zu seiner Welt kommen, so kann die Gnade der Freiheit und die Freiheit der Gnade zum Maßstab unseres Handelns werden, und das ist es, was letztlich zählt. Ich will nicht aufhören, daran zu glauben, auch wenn bisweilen alles dagegen spricht. Aber in einer Welt, in der Gnade, Vertrauen, Verständnis und Nachsicht keine Rolle mehr spielen, möchte ich nicht leben; es wäre eine gnadenlose, eine furchtbare Welt, eine Welt, die Gott endgültig verloren hätte. Sehen wir zu, soweit es an uns liegt, dass das nicht das letzte Wort ist.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“